

MARIA UND MATTHIAS REICHL

Maria und Matthias Reichl sind Pioniere der österreichischen Friedens- und Ökologiebewegung und haben in Bad Ischl das Begegnungszentrum für aktive Gewaltlosigkeit (www.begegnungszentrum.at) gegründet, das sie seit 30 Jahren betreiben. Das Begegnungszentrum versendet vierteljährlich einen umfangreichen Rundbrief, ergänzt durch aktuelle Informationen im E-Rundbrief sowie einen Email-Infoservice zu Themen wie Friede, Atomkraft, Globalisierung.

Die Fabrikanten: Könnt Ihr Euch mit dem Begriff Aussteiger identifizieren? Habt Ihr Euch jemals so gesehen?

Maria Reichl: Ich bin nie Aussteigerin gewesen; ich bin eher eingestiegen. Matthias ist aus der normalen Arbeitswelt ausgestiegen. Ich war Hausfrau und Mutter und habe versucht, daraus das Beste zu machen. Als wir begonnen haben, hier an 1976 Seminare zu veranstalten, den Rundbrief (des Begegnungszentrums; Anm.) zu machen und das Haus als Begegnungszentrum zu führen, war das ein Einstieg.

Matthias Reichl: Beruflich bin ich 1980 im Februar ausgestiegen, nachdem ich 13 Jahre lang in Salzburg in der Landesregierung gearbeitet habe, wo ich einen Verwaltungsjob hatte und Häuser verwaltet habe. Vorher war ich Kanzleibote und habe mich hinaufgearbeitet. Noch etwas davor habe ich zehn Monate in der Kirchenbeitragsstelle gearbeitet und die lieben Katholiken gequält.

Für mich war es verschiedenen Gründen notwendig auszusteigen. Ich bin jeden Tag nach Salzburg gependelt und mit Freunden im Auto mitgefahren – ein eigenes hatte ich nicht –, und das ist mir ziemlich auf den Nerv gegangen. Wirklich im wahrsten Sinne des Wortes – ich bin depressiv geworden.

Die Fabrikanten: Vom immer gleichen Tagesablauf?

Matthias Reichl: Ich hätte eine nette Beamtenkarriere machen können. Im Zuge meiner Verwaltungstätigkeit habe ich auch den Schriftverkehr geführt, und wenn ich dann heimgekommen bin und mich hingeworfen habe, um etwas im weitesten Sinne Politisches oder Alternatives zu tun, bin ich draufgekommen, dass ich nicht von einem Moment auf den anderen die Sprache ablegen kann. Erst wenn ich ein paar Tage Distanz hatte, habe ich wieder kreativ schreiben können. Lange Zeit habe ich geglaubt, dass ich da drüber stehe, aber das sickert ein.

Die Fabrikanten: Verwaltung ist ein eigenes Sprachspiel.

Matthias Reichl: Allerdings muss ich auch sagen, dass ich mich so mit der Juristensprache auseinandergesetzt und manchen geraten habe: Passt's auf, wenn Ihr subversiv mit der Bürokratie arbeiten wollt, müsst ihr auch ihre Sprache lernen und diese gegen sie verwenden. Das habe ich selbst ein paar Mal mit Erfolg gemacht.

Trotzdem: das nervt einen und das prägt einen, und ich habe einige Zeit gebraucht, als ich ausgestiegen bin, mich frei zu fühlen. Davor war dieser Widerspruch: Am Wochenende die Seminare über Zusammenleben, über Politik, und am Montag wieder die andere Welt.

Die Fabrikanten: Wie seid Ihr dazu gekommen, ab 1976 – also zu einem frühen Zeitpunkt – alternative Seminare zu veranstalten?

Maria Reichl: Als wir uns kennen gelernt haben, habe ich in Belgien gewohnt und habe einen Sommerjob gesucht, um in Österreich sein zu können. In der Zeit hat Matthias mit Pfarrer Wesenauer

aus Salzburg eine Friedensfeier für 1968 aus Anlass von 150 Jahren des Liedes „Stille Nacht, heilige Nacht“ vorbereitet. Wesenauer wollte im Dezember eine Feier dazu machen, und hat Matthias – der aber damals noch in der Landesregierung gearbeitet hat und sich nicht so lange frei nehmen konnte – gefragt, ob er dafür nicht das Sekretariat übernehmen würde. Da habe ich gesagt: Ich kann ein paar Sprachen, das könnte ja ich machen, und habe dann zwei Monate dort gearbeitet. Das war mein Einstieg in die Friedensthematik.

Die Fabrikanten: Wie alt ward Ihr damals?

Matthias Reichl (zu Maria): Du bist 1948 geboren, ich bin sechs Jahre älter.

Die Fabrikanten: Und wo habt Ihr Euch kennen gelernt?

Maria Reichl: In Belgien, wo Matthias per Autostopp und ich auf Maturareise mit dem Fahrrad zur Küste unterwegs war. In der Jugendherberge von Brügge haben wir diesen jungen Mann entdeckt, der mit Gamsbart und Lederhose ein wenig aufgefallen ist, und den ganzen Trupp Mädchen angelockt hat (lacht).

Matthias Reichl: Meine Eltern waren überzeugte Katholiken, aber nicht sehr an die Kirche angepasst. Das hat mich interessiert, ich habe mich mit Theologie beschäftigt und auch einen Kurs dazu gemacht und abgeschlossen. 1965 bin ich dann mit einem Benediktinerpater aus Trier in Kontakt gekommen, der in Rom ein hochkarätiges Begegnungszentrum für Topleute aus dem katholischen, evangelischen und orthodoxen Lager und so weiter gemacht hat. Ich wollte mir das aus der Nähe anzuschauen und mitarbeiten, und dieser Pater hat organisiert, dass ich drei Monate als sozusagen halbtägiges Au pair (lacht) in einem Kloster gewohnt habe. Da hat sich mir nicht nur theologisch etwas eröffnet, sondern auch die Weltdimension.

Und diese Dimension des Weltweiten hat mich immer schon interessiert, schon als Kind. 1951 war in Bad Ischl das internationale Jamboree der Pfadfinder und obwohl ich kein Englisch konnte, habe ich mich dort mit Händen und Füßen mit Pfadfindern aus aller Welt unterhalten. Das war das Erlebnis schlechthin: Heraus der kleinbürgerlichen Welt, in der auch meine Eltern Probleme hatten.

Die Fabrikanten: Hast Du diese kleinbürgerliche Enge damals schon so empfunden?

Matthias Reichl: Auf jeden Fall. Ich müsste über meine sehr frühe Kindheit in der Nazizeit erzählen, über die Probleme, die meine Eltern mit den Nazis hatten und ich als kleines Kind auch noch – vor allem nach dem Krieg mit Leuten, die einen fließenden Übergang geschafft haben. Die in der Nazizeit repressiv waren und nachher wieder, wo es Unterschiede zu früher nur in Nuancen gegeben hat. Für mich war die Frage des Faschismus eine sehr reale Erfahrung, mit Personen besetzt. Und mit Bedrohungen: 1947 wollten uns ein paar Bauerbuben in die Luft sprengen, und es ist ihnen ganz knapp nicht gelungen.

Meine Eltern haben immer gefördert, dass ich viel gelesen habe – meistens irgendwas aus der weiten exotischen Welt. 1968, als ich im Vatikan Einblick in die Vorbereitung des Weltkirchenrates hatte, ist diese weltweite Dimension real gewesen. Themen wie Frieden, Soziales, Entwicklung waren schon aktuell. Ökologie ist später gekommen. Ich bin heute noch froh, dass ich damals zum Beispiel Inder oder Lateinamerikaner mit ihrer politischen Kultur und ihrer Kultur des Zusammenlebens kennen gelernt habe und dass wir solidarisch zusammengearbeitet haben. Zuletzt habe ich diese solidarische Verbundenheit im Anfang Mai dieses Jahres beim Alternativen EU-Lateinamerika-Gipfel in Wien reaktiviert. Wenn ich diese Erfahrungen nicht hätte, würde ich jetzt angesichts der Unkultur, die wir gegenwärtig erleben, politisch wahrscheinlich nicht mehr viel machen.

Die Fabrikanten: Meinst Du die Globalisierung?

Matthias Reichl: Einerseits die Globalisierung, andererseits den Ruck ins Konservative – nicht nur in der Politik, sondern auch im Lebensstil, in der Kultur. Mich retten da immer wieder die internationalen Kontakte, oft nur übers Internet und dann wieder bei internationalen Treffen.

Die Fabrikanten: Maria, hast Du damals auch so eine Aufbruchstimmung wie in den weltweiten Friedensinitiativen verspürt?

Maria Reichl: Ich muss ehrlich sagen: Ich bin aus einem kleinen Dorf gekommen und habe erst 1966 zu studieren angefangen ... Mathematik und Physik in Löwen ... da gab es bereits Demos, und ich habe mich eigentlich gefürchtet – alles war von der Polizei abgesperrt. Anfangs hatte ich keine Ahnung, worum es hier geht. Erst viel später habe ich mitbekommen, was zu dieser Zeit gelaufen ist. Ich bin nach drei Jahren Internat in einer Klosterschule, wo man nicht rausdurfte, in die Studentenstadt gekommen, wo es Studentenrevolten gab.

Die Fabrikanten: In Österreich war das ja weniger ausgeprägt.

Matthias Reichl: Ich war in Salzburg, und Salzburg war nicht gerade die Stadt der Revolte. Ich habe schon den Kontakt zu Studenten gesucht und in den Mittagspausen, abends und oft die ganze Nacht diskutiert, das habe ich ganz bewusst gemacht. Damals lief ja das Anti-Bundesheervolksbegehren, bei dem ich auch dabei war – kurz bevor ich 1969 zum Bundesheer musste, was eine Katastrophe war, auch wenn ich mich dort gut durchgeschlagen habe. Beim Volksbegehren habe ich mit lauter linken Studenten zu tun gehabt. Berührungssängste habe ich da nie gehabt, auch wenn ich von meiner Herkunft her – bürgerlich kann man nicht sagen – nicht so alternativ war, sagen wir es so.

Die Fabrikanten: Wer war damals alternativ?

Matthias Reichl: Die belgische Zeitschrift „Courier Communautaire International“, die wirklich gut war, hat viele Gemeinschaften vorgestellt und beschrieben. Wenn wir einen Pflichtbesuch bei Marias Familie in Belgien gemacht haben, haben wir uns spätestens am Sonntagnachmittag von ihrem Onkel zu linken Kommunen oder ländlichen Gemeinschaften kutschieren lassen. Das war zwar interessant, aber wir mussten auch aufpassen, dass wir nicht schizophren werden. Du merkst, dass dieses oder jenes gut und notwendig wäre, aber dann kommst du wieder heim. Ähnlich ist es uns ja auch 1976 ergangen, als wir mit den Seminaren begonnen haben: Gut und schön, alles funktioniert mehr oder weniger, dann ist Sonntagnachmittag, alle reisen ab – und wir bleiben wieder als Kleinfamilie zurück. Die Überlegung, sich einer Kommune oder Gemeinschaft anzuschließen war da, nur ist das zuerst wegen der Arbeit und dann wegen des Hauses eine theoretische Überlegung geblieben. Und der Großteil der österreichischen Versuche war ja auch nicht so attraktiv.

Maria Reichl: Die Wohngemeinschaften, die wir in Belgien besucht haben, hatten meistens bestimmte Aufgaben und haben zum Beispiel für psychisch Kranke oder Drogenabhängige eine Landwirtschaft aufgebaut, damit die dort arbeiten können. Das waren eigentlich Überlebenswohngemeinschaften.

Matthias Reichl: Es hat schon andere auch gegeben.

Maria Reichl: Es hat auch politische und religiöse Gemeinschaften gegeben.

Die Fabrikanten: Wie viele Jahre habt Ihr dann schließlich in diesem Widerspruch gelebt und wie habt Ihr das letztlich ausgehalten, dass Ihr das, was Euch wirklich interessiert hat, nur so eingeschränkt habt leben können?

Matthias Reichl: Letztlich sind das zehn, zwölf Jahre gewesen.

Maria Reichl: Ich habe als die Kinder noch klein waren und der Schwiegervater gestorben ist versucht, aus diesem Haus ein Begegnungszentrum zu machen. Denn ich war ja total isoliert, hatte keine Kontakte, hatte keine Verwandten da, die die Kinder manchmal betreuen könnten. Ich wollte gleichgesinnte Leute finden, die sich für gewaltfreie Kindererziehung interessieren – das war am Anfang das große Thema. Dazu haben wir ein Seminar gemacht und aus heiterem Himmel alle eingeladen, die wir schon gekannt haben. Für damalige Verhältnisse haben wir ziemlichen Erfolg gehabt: Wir haben hundert Leute angeschrieben, und dreißig sind gekommen.

Matthias Reichl: Darin waren wir Pioniere; dazu hat es damals nicht viel gegeben. Das haben wir ja auch nachlesen können, als wir uns dann unseren Stapo-Akt (die Überwachungsakte der Staatspolizei; Anm.) besorgt haben.

Maria Reichl: Mir ist es damals schon recht gut gegangen. Matthias hat unter dem Pendeln nach Salzburg gelitten, aber ich hatte das Gefühl, ich kann wenigstens das machen, was mir wichtig ist und kann die Kinder bei der Arbeit, die ich tue, einbinden.

Matthias Reichl: Eine eigene Ebene sind die Kontakte mit der Bevölkerung. Ich bin ja hier aufgewachsen. Da hat es ein paar Frauen in unserem Alter mit Kindern gegeben, die ich noch von der Katholischen Jugend her gekannt habe, die schon Verständnis hatten – aber das waren nur wenige. Die anderen haben uns dann schon ... eben, wie man so einen Alternativen anschaut. Das hat lang gedauert.

Die Fabrikanten: Es muss damals auch sehr schwer gewesen sein, diesen Druck auszuhalten. Nach Zwentendorf und Hainburg (Atom- und Wasserkraftwerk, beide geplant und durch gewaltfreie Proteste verhindert; Anm.) ist es dann wohl besser geworden, weil sich doch die meisten daran gewöhnt haben, dass es Alternative gibt – die heute doch schon wieder ein wenig exotisch wirken.

Maria Reichl: Mit Zwentendorf hast Du recht. Es war aber eigentlich erst als sich der Unfall in Tschernobyl ereignet hat, dass uns Leute in der Umgebung Recht gegeben haben.

Matthias Reichl: Das hat es nach Zwentendorf und Hainburg aber auch schon ein bisschen gegeben.

Maria Reichl: Aber wirkliche Zustimmung hat es nach Tschernobyl gegeben. Da sind dann die Leute von sich aus gekommen.

Die Fabrikanten: Aber wie hält man diese Ablehnung davor so lange aus?

Maria Reichl: Durch die Freunde im Ausland.

Matthias Reichl: Es hat ja auch immer Freunde im Inland gegeben.

Maria Reichl: Aber hauptsächlich dadurch, dass immer wieder Leute gekommen sind; durch persönliche Kontakte, wenn immer wieder jemand aufgetaucht ist und eine Zeit lang mit uns gelebt hat. Das baut so auf und gibt soviel Kraft, dass du dann auch ein paar Wochen dazwischen aushältst.

Die Fabrikanten: Ein Gefühl, zwar hier alleine, aber doch ein Netzwerkknoten zu sein.

Maria Reichl: Genau.

Matthias Reichl: Und natürlich hat es damals eine Aufbruchstimmung gegeben, auch unter Theoretikern in Europa und Übersee – das war nicht nur eine vage Vision, dass man etwas schaffen kann, sondern etwas, das einen trägt und einen beheimatet. Denn zumindest ich war hier nie richtig beheimatet. Natürlich hat man sich angepasst – mein Vater war Schuhmacher, ich war dann auch Schuhmacher und noch heute sprechen mich Leute auf die Zeit damals an. Man hat eine Rolle gespielt und war Teil der Gemeinschaft.

Aber Ischl war politisch immer eine Katastrophe. Nur ein Beispiel: 1950 sind wir nach den Problemen mit den Nazibauern in St. Gilgen nach Ischl gesiedelt. Bevor wir das Haus im Ortsteil Pfandl gebaut haben, haben meine Eltern angefragt, weil mein Vater hier Schuhmacher sein wollte – damals hat es für Ausübung eines Gewerbes noch den Beschluss des Gemeinderates gebraucht. Jaja, wunderbar, hat es geheißen, das könnt ihr machen. Das Haus war fertig, wir ziehen ein und fragen, wie es um den Beschluss steht. Die Antwort: Nein, da setzen wir einen von den Ischlern hin. Wir standen also vor einem großen ökonomischen Problem. Zwei, drei Monate hat mein Vater die Schuhe noch im Rucksack per Rad 20 Kilometer zum Reparieren nach Zinkenbach gebracht, wo noch Maschinen standen – in Ischl war alles polizeilich plombiert. Dann haben wir erfahren, dass man die Bewilligung auch über die Landesregierung erwirken kann. Dort haben wir gehört: So etwas haben wir mit den Ischlern schon einmal erlebt, keine Sorge, das regeln wir schon. Der Gemeinderat hat also von oben eine auf den Deckel bekommen, und wir waren damit von Anfang an politisch schlecht angeschrieben. Diese widerständige Haltung habe ich bis heute stolz fortgesetzt.

In den 70ern habe ich dann gesehen, dass man auch politisch etwas machen muss.

Ich war auf außerparlamentarischer Ebene tätig; 1980 haben sie dann Maria und mich breitgeschlagen, für die Alternative Liste zu kandidieren, und wir sind in die Parteiknochenmühle geraten.

Die Fabrikanten: Auf regionaler Ebene?

Matthias Reichl: Auf nationaler und internationaler Ebene. Wir haben zum Beispiel enge Kontakte mit den deutschen Grünen und Petra Kelly gehabt. Aber als wir das gesehen haben, wussten wir: Das ist absolut nicht das, was wir wollen.

Die Fabrikanten: Welche Vorstellungen haben Euch damals geleitet? Welche Utopien waren für Euch real?

Maria Reichl: Für mich waren eine gewaltlose Erziehung und ein gewaltloses Miteinanderleben wichtig – dass man keine Gewalt anwendet, und das beinhaltet sehr viel. Physische und psychische Gewalt; Druck der ausgeübt wird. Ich habe zum Beispiel Werbung als irrsinnige Gewalt empfunden. Ich bin eine vehemente Gegnerin von Werbung. Ich war immer für ein friedliches Miteinander, aber für ein aktives. Nicht für ein passives, bei dem man sich alles gefallen lässt. Darum steckt auch im Namen unseres Vereins der Begriff „aktive Gewaltlosigkeit“. Der dafür steht, dass man sich nicht alles gefallen lässt, sondern sich auch wehrt – aber mit gewaltlosen Mitteln. Das war meine Hauptmotivation, und dieses Ziel habe ich noch immer. Wann es realisiert wird, ist wieder eine andere Frage. Ich glaube nicht, dass es unsere Generation noch erlebt.

Die Fabrikanten: Hast Du das einmal geglaubt?

Maria Reichl (lacht): Am Anfang war ich so naiv.

Die Fabrikanten: Habt Ihr damit gerechnet, dass sich die Gesellschaft im Sinne Eurer Hoffnung verändert?

Matthias Reichl: Zumindest damit, dass es territoriale Realisierungen gibt, wie wir sie zum Beispiel in Frankreich gesehen und erkannt haben, über welche politische Macht die zum Teil verfügen. Dass Bauern vom Larzac zum Beispiel erfolgreich einen NATO-Stützpunkt verhindert haben – eine nationale Heldentat selbst für Menschen, die sonst keine Sympathien für die Alternativen hatten. Aber es gab auch kleinere Sachen, die nicht so spektakulär waren. Wir haben gesehen, dass es in Frankreich eine alte Widerstandskultur gibt. 1973 und 1974 gab es in Frankreich zwei Riesenfestivals mit Liedermachern, in der Dimension von Woodstock, nur viel politischer. Das war ungeheuer

beeindruckend. Hier war eine politische und eine kulturelle Kraft sichtbar, die es heute noch in veränderter Form gibt, wie beispielsweise das französische Nein zur europäischen Verfassung zeigt. Wir haben uns bemüht, ansatzweise etwas Ähnliches aufzubauen.

Zu glauben, dass uns das ganz gelingen würde – so illusorisch waren wir nie. Das ist mir schon in den Anfangsjahren der Alternativen Liste aufgefallen, als wir einmal mit radikalen Feministinnen über das Grundeinkommen diskutiert haben. Es ging darum, die Frau aus der ökonomischen Abhängigkeit vom Mann zu befreien – rhetorisch in einer für Männer nicht gerade leicht verdaulichen Form präsentiert. Damals wurde schon erörtert, wie das sein wird, wenn die ökonomische und politische Repression wieder stärker ausfällt und man ökonomisch wieder leichter erpressbar wird, was ich ja gesehen habe als ich ausgestiegen bin.

Wir haben uns ja mit den Kindern 19 Jahre lang unter Bedingungen durchgeschlagen, die ziemlich deutlich unter der Armutsgrenze waren. Da ist mir bewusst geworden, und das habe ich auch immer argumentiert, dass das Grundeinkommen nicht nur einen karitativen Aspekt haben sondern gewährleisten muss, dass man nicht erpressbar ist.

Ich habe oft erlebt, dass Engagierte gesagt haben, sie könnten sich an dieser oder jener Aktion doch nicht beteiligen, weil sie gerade beim Bund oder beim Land um Subvention angesucht hätten und nicht mitziehen könnten, weil das möglicherweise ihr Projekt gefährden würde. Letztlich ist die Illusion, dass wir uns auch ökonomisch auf eigene Füße stellen können, zerbröckelt.

Die Fabrikanten: Mit dem Aussteigen entscheidet man sich für mehr Freiheit und sieht sich dann mit ganz anderen Zwängen konfrontiert.

Maria Reichl: Ja.

Die Fabrikanten: Habt Ihr da den Teufel gegen den Belzebub getauscht?

Matthias Reichl: Die Aktion 8000 (eine experimentelle arbeitsmarktpolitische Maßnahme, mit der in den 1980ern die Arbeit zahlreicher Vereine und Initiativen gefördert wurde; Anm.) hat bei zahlreichen politischen und kulturellen Initiativen zumindest einige Gehälter finanziert.

Die Fabrikanten: Das waren die Ausläufer der Ära Kreisky.

Matthias Reichl: Genau, und es war vor allem Dallinger (der damalige Sozialminister; Anm.). Ich habe die Linken rund um Dallinger ja alle gekannt. 1986, 1987 ungefähr habe ich ein Jahr lang (als Angestellter des Vereins Begegnungszentrum für aktive Gewaltlosigkeit; Anm.) für die Aktion 8000 gearbeitet. Ich bin vom Sozialministerium beauftragt worden, im Salzkammergut zu recherchieren, was es an förderungswürdigen Projekten gäbe. Ungefähr zur Hälfte der Laufzeit dieses Auftrags ist dann die Große Koalition (aus Sozialdemokraten und Volkspartei; Anm.) gekommen. Eine der ersten Aktionen von Khol (Andreas Khol, erzkonservativer Spitzenpolitiker und seit 2002 Nationalratspräsident; Anm.) war es, sich „obskure“ Projekte mit Aktion 8000-Förderung herauszupicken, die gestoppt werden sollten. Den „Kurier“-Artikel, in dem wir auch erwähnt sind, habe ich mir aufgehoben.

Ich habe wutentbrannt einen Abschlussbericht geschrieben, der ziemlich viel Staub aufgewirbelt hat und von da an haben wir in der Sozialbürokratie einen großen schwarzen Punkt gehabt. Dann haben auch die Schikanen des Arbeitsamtes begonnen. Ich habe mir gesagt: Das ist jetzt für mich eine ganz interessante politische Schulung, durch die du durchgehen musst, die du aber auch anderen in den österreichischen und internationalen Sozialbewegungen vermitteln musst. Ich habe das beim Arbeitsamt schließlich bis 1997 durchgekämpft, und da sind sie dann dahergekommen, weil sie für ein EU-Projekt eine weiße Weste gebraucht haben: Es gäbe da ein förderbares Projekt.

Ich hab' gleich verstanden und gesagt: Ihr braucht einen Waffenstillstand – okay, ist recht, machen wir einen. Es hat also künftig keine Zeitungsartikel von mir zum Thema Repression am Arbeitsamt mehr gegeben, und ein Jahr später haben sie mir die Frühpension bewilligt – ich war ja gesundheitlich ziemlich angeschlagen und pensionsreif. Es war ein irrsinniger Kampf, aber okay, so läuft es eben in Österreich.

Die Fabrikanten: Sind insgesamt die Freiräume für Euch mehr oder weniger geworden, oder haben sie sich nur verschoben?

Matthias Reichl: Je nach dem, wie man es nimmt.

Maria Reichl: Ja, je nach dem, wie man es nimmt. Es hat sich immer wieder etwas verändert. Zum Beispiel zum Zeitpunkt, als unsere Kinder um die 14 oder 15 waren, dachte ich, ich bin nicht mehr gezwungen, daheim zu bleiben und kann jetzt wieder „normal“ arbeiten gehen, um Lebensunterhalt zu verdienen. Dann habe ich die Arbeitsmarktsituation hier kennen gelernt. Ich bin ein paar Mal zum Arbeitsmarktservice gegangen und habe mir angeschaut, was die anbieten – beziehungsweise nicht anbieten – und habe mir sagen lassen: Bei Ihrem Studium und Ihren Fortbildungen sind Sie so überqualifiziert, dass wir für Sie in hundert Jahren nichts finden. So desillusionierend war das. Und dann hatten wir die Schikanen vom Arbeitsamt mit Matthias, was mir den Auftrieb gegeben hat, trotzdem weiter zu kämpfen.

Die Fabrikanten: Worin seht Ihr Eure Erfolge? Womit seid Ihr zufrieden?

Matthias Reichl: Mit der Pionierphase der alternativen Bewegung aus den 70er Jahren hinaus in die 80er, und dann am Ende der 90er, als die Globalisierung begonnen hat, mit der internationalen Arbeit, mit der Vernetzung – Informationen weiterleiten, Kontakte herstellen. Plötzlich wurde ich der Österreichvernetzer, auch als einer der Vorläufer von ATTAC. Das habe ich gemacht, ohne Wirtschaftsexperte zu sein. Aber ich habe gewusst, wie man Informationen vernetzt. Und da kriegst du plötzlich Rückmeldungen von Leuten, die vor 20 Jahren einmal bei uns waren: Jener Impuls damals, diese Diskussion seinerzeit, das hat uns und anderen was gebracht.

Maria Reichl: Zwentendorf war für mich ein ziemlicher Erfolg; dann, dass wir Wackersdorf (projektierte atomare Wiederaufbereitungsanlage in Grenznähe in Deutschland; Anm.) verhindert haben, Hainburg – gerade die ökologischen Sachen. Und dass es jetzt so viele Biobauern gibt. Dass die Gewalt gegen die Natur etwas weniger geworden ist.

Die Tendenz geht zumindest in die Richtung, dass vielen Leuten bewusst wird, dass man nicht mehr so weiter vergiften kann. Wenn ich an die ersten Treffen von Biobauern denke ... Selbstvermarktung von Bioprodukten – da sind ein paar Leute hier zusammen gesessen. Da haben wir etliche Projekte in Wien, Graz, Innsbruck und Salzburg begonnen.

Die Fabrikanten: Da hätte man sich nicht träumen lassen, dass es einmal Bioprodukte im Supermarkt geben wird.

Maria Reichl: Ganz genau. Das sind doch Sachen, an denen ich nach Tschernobyl gearbeitet habe und wo ich mit anderen Frauen überlegt habe, wie und wo können wir Energie sparen.

Wir sind zum Beispiel draufgekommen, dass wir Energie sparen, wenn wir nicht Produkte kaufen, die tausende Kilometer hin und her gefahren worden sind. Es sind Kleinigkeiten, aber in dieser Richtung gibt es ein paar Erfolge.

Matthias Reichl: Hier gibt es zwischen uns Spannungen, weil ich mehr und mehr im Internationalen drin bin und sehe, dass die Atomtechnik jetzt auf Teufel komm raus durchgesetzt wird, dass wir uns

der Gentechnik kaum erwehren können, und einige Sachen mehr, die eindeutig mit der Globalisierung zu tun haben, aber auch mit den konservativen Tendenzen. Hier bin ich seit einigen Jahren in einer schwierigen Phase.

Ich erinnere mich noch an Robert Jungk (Publizist und Zukunftsforscher, der sich mit Überlebensfragen der Menschheit auseinandersetzte; Anm.), mit dem ich bis zu seinem Tod befreundet war, der auch oft gesagt hat: Ich kann den Leuten nicht alles sagen, was ich weiß, weil dass sie das so zusammenschlagen würde, dass sie depressiv werden und sagen, es ist ohnehin schon alles zu spät, da brauchen wir gar nichts mehr dagegen tun. Diese Gratwanderung wird für immer mehr Experten zunehmend schwieriger.

Die Fabrikanten: Das resultiert in Ohnmachtsgefühlen.

Matthias Reichl: Das wollte ich sagen. Das ist gefährlich ... Burnout ... Ich kann auch die verstehen, die sagen: Ich muss hier wieder aussteigen, weil ich sonst verrückt werde.

Ich verstehe das insofern, weil wir einige gute Leute kennen, die Selbstmord begangen haben. Unter denen waren auch führende Grüne, die das einfach ignoriert haben. Das ist verdammt gefährlich. Es schließen sich ja immer wieder die Kreise. Wir haben damals immer gesagt, wir bräuchten Basisgemeinschaften, wo man arbeitsteilig lebt, wo sich einer auch einmal zurückziehen kann – nicht aussteigen – und sagt, jetzt beschäftige ich mich einmal mit etwas Geistigem, Philosophischem oder Psychologischen und dabei weiß, ich kann wieder einsteigen, ohne dass ich andauernd voll drinnen stecke. Das ist etwas, was mehr relevant ist denn je.

Mit Neid schaue ich auf die so genannten unterentwickelten Länder, die es trotz der großen Schwierigkeiten – oder gerade deswegen – schaffen. Es gibt auf der einen Seite die saturierten Alternativen, die sich arrangieren; und es gibt die verbissen kämpfenden, die eine Gratwanderung machen. Es müsste etwas in der Mitte geben, aber dieser Weg ist nicht leicht gangbar.

Maria Reichl: Ich bin draufgekommen, dass egal, wo jemand arbeitet – biologische Landwirtschaft, Kindererziehung, gegen Rüstung, gegen Atomenergie, ganz egal – man nicht automatisch auch immer alles andere machen muss. Daher erlaube ich mir den Luxus, dass ich mir manches gar nicht mehr ganz durchlese. Sonst hätte ich überhaupt keine Kraft mehr, auch nur irgendetwas zu machen. Das was man machen kann, soll man machen, und es soll global zusammenpassen, aber man soll nicht an sich den Anspruch haben, dass man alles machen kann.

Matthias Reichl: Ich bin in dieser Beziehung sehr radikal geworden. Ich war noch nie so radikal wie jetzt. Ich halte überhaupt nichts mehr von Parteien, ich erwarte mir hier überhaupt nichts mehr, auch nicht von der Linken. Andererseits kenne ich die Schwierigkeiten der außerparlamentarischen Arbeit. Es müssen ja nicht alle aussteigen, aber es ist sehr bequem geworden zu sagen, ich mach' ein bisschen was, ich habe Sonnenkollektoren, ich denke ein bisschen über Erziehung nach und so weiter. Wenn man denen aber damit kommt, es gäbe noch dieses und jenes – was man sich ja ohnehin kaum mehr traut ... da habe ich ein Sprachproblem.

Gerade wie es jetzt im Irak oder in Nahost ist, läuft bei mir die Auseinandersetzung Gewalt versus Gewaltlosigkeit. Es gibt gute gewaltfreie Initiativen. Aber das, was im Irak passiert ist, wo die US-Amerikaner nicht nur militärisch sondern auch ökonomisch einmarschiert sind – das ist mit Selbstmordattentaten gestoppt worden, die ich weder begrüßen noch akzeptieren kann ... aber wie hätte man das sonst stoppen sollen? Das ist die Diskussion, mit der der Pazifismus jetzt konfrontiert ist, ganz klar. Das strahlt ja auch ins Alltägliche hinein. Welche Perspektiven gibt es denn für

Jugendliche? Dass unsere Kinder wenig Lust haben, Kinder in die Welt zu setzen, dürfte damit zusammenhängen, dass ich ihnen gezeigt habe, welche Welt sie in 5, 10, 20 Jahren zu erwarten haben.

Die Fabrikanten: Offiziell seid Ihr ja im Ruhestand beziehungsweise in einem Alter, wo sich andere zur Ruhe setzen...

Matthias Reichl (lacht): Ich sage immer Unruhestand dazu.

Die Fabrikanten: ... habt Ihr dafür Vorkehrungen getroffen? Oder wie habt Ihr Euch 1980 vorgestellt, dass es in 25 Jahren sein wird?

Maria Reichl: An so etwas haben wir 1980 überhaupt nicht gedacht, überhaupt nicht, ich jedenfalls nicht.

Matthias Reichl: Wir haben schon immer darauf geachtet, kranken- und arbeitslosenversichert zu sein. Manche Alternativler haben sich darum überhaupt nicht geschert, und da wo es nicht um Einzelne sondern um Familien gegangen ist, war das zum Teil wirklich verantwortungslos. Die Träumer, die das so machen ... okay, das ist ihr Recht, und manche schaffen es ja auch. Aber das kannst du nie als Modell heranziehen.

Maria Reichl: Seit Matthias seine Frührente bekommt, haben wir Verhältnisse –ich kann jetzt nicht sagen, paradiesische –, die wir vorher nie gehabt haben.

Die Fabrikanten: Die Sicherheit?

Maria Reichl: Ich habe früher immer jeden Schilling umdrehen müssen und schauen, dass man das Billigste kauft, und jetzt schaue ich auf die Qualität und versuche, dass ich wenigstens Bioprodukte bekomme soweit es möglich ist – was ich mir früher nicht hätte leisten können. So ist jetzt die Situation bei uns leichter als vorher.

Matthias Reichl: Andererseits – Mindestpension mit Ausgleichszulage...

Maria Reichl: ... aber im Vergleich zu vorher ...

Matthias Reichl: Einen Haufen Sachen müssen wir uns trotzdem abschminken. Auto wollten wir sowieso nie haben ... aber einen größeren Urlaub ... Eines noch: Ohne das Haus, das ich von meinen Eltern geerbt habe als Einzelkind, wäre es unmöglich gewesen, wenn wir Miete hätten zahlen müssen. Wir haben wenigstens dieses Glück gehabt – das Glück der Erbgengesellschaft, die wenigstens auf ein paar Ressourcen ihrer Eltern oder aus dem Verwandtenkreis zurückgreifen kann.

Maria Reichl: Das Geld, das wir früher hatten, haben wir nur zum Essen gebraucht. Kleidung haben wir Gott sei Dank geschenkt bekommen. Oder am Flohmarkt besorgt ... nur Unterhosen haben wir neu gekauft (lacht).

Matthias Reichl: Das Gute war, dass wir unseren Kindern einige Freiheiten für Kreatives gegeben haben. Wir haben ihnen vermittelt, dass wir eben andere Werte haben. Zwischendurch haben sie zwar ein wenig darunter gelitten, aber wenn sie sich dann ihre Freunde angeschaut haben, die materiell besser gestellt waren, aber mehr familiären Zwängen unterworfen, haben wir ihnen gesagt: Schaut, dafür habt ihr wenigstens mehr Freiheit – und das haben sie auch geschätzt.
